

Clemens J. Setz

Die Liebe zur
Zeit des Mahl-
städter Kindes

Clemens J. Setz

Die Liebe zur
Zeit des Mahl-
städter Kindes

Clemens J. Setz

Die Liebe zur
Zeit des Mahl-
städter Kindes

Clemens J. Setz

Die Liebe zur
Zeit des Mahl-
städter Kindes

Suhrkamp



Milchglas

Il ragazzo non osa guardarsi nel buio,
ma sa bene che deve affogarsi nel sole
e abituarsi agli sguardi del cielo, per crescere un uomo.

Cesare Pavese

Es gab sie wie Sand am Meer, sie waren überall und allgegenwärtig, die Grauzonen von Traurigkeit, Wahnsinn und Einsamkeit in Gegenständen, Gebäuden und Situationen: offen stehende Garagen mit einem unveränderlichen Ölfleck auf dem Boden, überquellende Mülltonnen, dreibeinige Hunde oder – sehr schlimm – Haltestellen, als wäre man angekettet unter freiem Himmel; dann einzelne Dinge, verbogenes Besteck, braun beränderte Fäustlinge, Körner aus Winterstreugut, die in den flüssigen Schuhabdrücken auf dem Küchenfußboden schwimmen, ausgebrannte Telefonzellen, Büsche, die nach Urin riechen und trotzdem von Hunderten Spatzen bewohnt sind, die verblassenden Farben der eigenen Sommerkleidung im Untergangslicht eines Treppenhauses, in dessen schummrigen Halbstöcken kleine taufbeckenartige Vorrichtungen stehen, ohne einen Hinweis auf Sinn und Zweck; die ganze entsetzliche Melancholie und Verlorenheit eines Bahnsteigs, der Pendelblick nach links: Schienen, endlos, dann nach rechts: dasselbe, und der vergebliche Versuch, sich festzukrallen in den Rockfalten der Mutter angesichts dieser ausweglosen Unendlichkeit, die einem am nächs-

ten Tag auf harmlosere Weise wieder begegnet, in der Schule, als Zahlenstrahl.

Und die abendlichen Planeten Mars und Venus, mit ihren fühlerartigen Ausläufern, wenn man sie anzwin-kert: kleine Bernsteininsekten über den Dächern der Stadt.

Ich schlief fast keine Nacht mehr durch, seit Bernd, mein Bruder, ausgezogen war. Früher hatte mich immer sein Schnarchen beruhigt, sein Gemurmel im Schlaf, seine Bewegungen, die träge und einförmig waren wie die eines aufgehenden Backteigs.

Jede Nacht hatte ich Albträume: lange, unfreundliche Korridore, in denen man mit verschiedenen Graden der Unbeweglichkeit kämpfen musste; verschlossene Türen mit fremdsprachigen Aufschriften; meine Mutter, die mich nicht mehr wiedererkennt und meinen Bruder bittet, mir zu zeigen, wo der Ausgang ist; Verfolgungs-jagen durch unseren Keller, in dem Atommüll lagert; ein sterbendes Tier, das sich in einen der schwarzen Regenschirme geflüchtet hat und daraus nicht mehr zu vertreiben ist; rötliches Eis, das beim Schlittschuh-laufen bricht; Clownsschminke, die man nicht mehr ab bekommt. Und in beinahe jedem Traum begegnete ich einer blauen Flamme wieder, die plötzlich irgendwo hochzügelte, aus meiner Armbanduhr, aus einem Stück Brot, aus einem Brückengeländer, das sich in diesem Moment auflöste und mich in den Fluss stürzen ließ, aus Geldbörsen, Eistüten, Legosteinen, fremden Augen. Ich hasste die blaue Flamme, ihre Farbe war das Ent-setzlichste an ihr, dieser Ton von Blau, den ich tagsüber nirgends erblicken konnte. Er ließ sich auch nicht mit Buntstiften auf Papier malen, die verfügbaren Schat-

tierungen aus der Pelikan-Zeichenbox reichten dafür nicht aus. Ich versuchte, der Flamme einen Namen zu geben, damit sie mich endlich nicht mehr heimsuchte, aber es half nichts.

Zu den Albträumen kamen noch meine Schwierigkeiten einzuschlafen. Meine Glieder wollten sich einfach nicht beruhigen. Die Finger blieben hellwach bis spät in die Nacht und bewegten sich, zwei nervöse Spinnen, über die Bettdecke. Außerdem hörte ich die ganze Nacht lang meine Eltern durch die Wohnung gehen, Möbel verrücken, flüstern, sprechen. Ich war schon oft zu ihnen hinausgegangen, wenn sie mich mit ihren Geräuschen qualvoll lange wach gehalten hatten, aber sie saßen immer nur in der Küche oder im Wohnzimmer, betreten, verwirrt, überrascht, mich so spät noch zu sehen – und rieten mir, mich wieder ins Bett zu legen.

Ihr Verhalten war mir unerklärlich. Was hatten sie immer zu bereden? In den Gesprächen beim gemeinsamen Abendessen ließen sie sich nichts anmerken. Merkwürdig war, dass sie immer erst gegen Mitternacht miteinander zu flüstern und zu sprechen begannen, wenn ich noch mit der Angst kämpfte, diesmal die ganze Nacht wach zu bleiben.

Wenn wirklich gar nichts mehr half, holte ich die blaue Kiste unter meinem Bett hervor.



Kinder im Park sind wie Verstoßene, sie laufen überallhin, als wären sie auf der Suche nach einem Unterschlupf für die Nacht. Wer zu lange an einem Ort blieb, wurde von Bettlern belästigt, die mit einem Speichelfa-

den am Kinn kämpften oder eine Hand in ihrer Hose bewegten, als wollten sie ein schlagendes Herz nachahmen. Man hatte dann zwei Möglichkeiten: um Hilfe rufen oder kämpfen. In unseren Gedanken entschieden wir uns meist für den Kampf, damit niemand merkte, dass sich in unsere Stimmen bereits Tränen mischten.

Wir glaubten an nichts. Wir sprachen unentwegt von Banden, vom Davonlaufen, von Heckenschützen und Überfällen, vom Erlernen einer schwierigen Kampfkunst und sogar davon, ein Mädchen zu verführen. Das alles hing, soweit man sehen konnte, irgendwie zusammen.

Es war der seltsamste Zustand, die rätselhafteste Einrichtung überhaupt: eine Welt, in der es *Mädchen* gab, Mädchen, von denen wir im Turnunterricht getrennt waren, die höhere Stimmen hatten und sich miteinander in einem jahrhundertealten Geheimcode verständigten, der versiegelt und streng bewacht war. Jeder Versuch, den Code gewaltsam zu knacken, führte zur Katastrophe – Tränen, Gebrüll, Lehrer und Eltern, die auf den Unterschied zwischen den Geschlechtern hinwiesen und uns am Handgelenk in irgendeine Richtung zerrten.

Aus rätselhaften Gründen machte uns gerade die körperliche Unterlegenheit der Mädchen, auf die man uns ständig hinwies, ihre schwächeren Arme und Beine, erst richtig wütend, sie schien wie eine Verspottung unserer eigenen Körper. Wir hätten viel darum gegeben, das heißt bezahlt, wenn wir nur für fünf Minuten allein mit einem Mädchen gewesen wären, allein in einem abgesperrten Raum. Allein und ohne Konsequenzen.

Es gab keine Möglichkeit, uns zu beruhigen.

Während mancher Schulstunden dachte ich daran, wie wunderbar es sein müsste, ein Mädchen, am bes-

ten eines aus der vorderen Reihe, eines jener Mädchen mit Brille und langem Pferdeschwanz, in eine Statue zu verwandeln – nicht in eine aus Stein, sie sollte lediglich bewegungsunfähig sein, die Augen von mir aus geschlossen und ohne Kleider. Was man alles mit einem solchen Mädchen anstellen könnte, alles, einfach alles – mir fiel vor Aufregung darüber gar nichts Originelles ein, das ich auch meinen Freunden erzählen konnte. Sie alle hungerten, wie ich, nach solchen Erzählungen, nach den quälenden Visionen, die einer von uns etwa eines Nachts gehabt hatte und am nächsten Tag vorm Schulgebäude schilderte – diese entsetzlichen Fantasien aus erfüllten Wünschen und gestohlenen Schätzen. Mein Herz wurde jedes Mal zu einem Buch mit aufflatternden Seiten, wenn einer von uns etwas Neues erzählte, eine Episode, einen Einfall, eine Spiel- oder Folteranleitung – und natürlich musste dann jeder den anderen übertrumpfen, und so verfielen wir in dunkel sprießende Improvisationen, die uns noch tagelang verfolgten, wenn wir sie richtig hinkamen.

– Die Laura ... mit ihrem langen Pferdeschwanz (wie diese letzte Silbe schmatzte!) ... wenn die sich hinknien würde ... wie ein Hund ... und dann nimmt man einfach die Haare und zieht sie zwischen ihre Arschbacken ... dass sie sich den Arsch mit ihrem Zopf abwischt ...

– Oder du knotest die Haare dann so, schau, so ...

– Und dann steckst du sie ihr rein!

Und das schmutzige Wort, das gleichzeitig in einem anderen Leben *rein*, also sauber, unbefleckt, bedeuten konnte, zerging salzig auf der Zunge.

Die Tatsache, dass die Mädchen nichts von uns hiel-